

Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 29. Posen, den 21. Juli. 1895.

Ruth.

Novelle von E. Horstig.

(Nachdruck verboten.)

1. Kindheit und Jugend.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar,
Ach wie liegt so weit, ach wie liegt so weit,
Was mein einst war!“

Es war einmal ein hübsches kleines Mädchen, Namens Ruth. Das lebte in einem großen dunkeln Walde bei seinem Vater, der wohlbestallter königlicher Oberförster war und ein altes, düsteres Haus bewohnte, sich Pferde und gut dressirte Hunde hielt und immer riesige Wasserstiefeln trug. Außer den Stiefeln stak er noch in einer alten grauen Friesjoppe und derben Lederhosen, trug im Sommer einen schwarzen Banditenhut und im Winter eine zottige Pelzmütze auf das krause schwarze Haar gedrückt und streifte tagelang ruhelos im Forst umher, Wild- und Holzbestand, Förster und Jäger wohl in Zucht und Ordnung haltend. Er war ein ernster, wortkarger Mann von fast rauhen Manieren und stolzer Zurückhaltung, schroff und kühl gegen Jedermann. Mit seines Gleichen, den sogenannten gebildeten Leuten, hatte er keinerlei Verkehr, noch Umgang. Dorf und Stadt betrat er nie, von Korrespondenzen pflegte er nur die nothwendigsten zu erledigen, und seine Bücher waren ihm daheim die einzige Gesellschaft und Unterhaltung. Was sein Töchterchen anbelangte, so existirte dasselbe kaum für ihn und war daher ganz auf die alte Lotte, die Wirthschafterin des Hauses und Pflegerin des Kindes, und auf die Hunde, mit denen es spielte, angewiesen.

Das Kind führte ein unendlich einsames und einförmiges Leben, vertraut mit der Natur und ihren Wundern, aber still und weltfremd. Wenn die kalten Tage kamen, blieb Ruth daheim und half Lotten Erbsen und Bohnen aushülsen, Brod für die Hühner schneiden, oder die zahmen Rehe füttern, — schnitt Papierpuppen aus zum Spiel und jagte sich mit den Hunden durch die leeren Stuben, die Gänge, Treppen und Korridore des großen alten Hauses. Dann saß sie wieder zusammengekauert am Kamin und lauschte mit athemloser Aufmerksamkeit den Märchen und Sagen, welche ihr die alte Wirthschafterin erzählte, und worin dieselbe unerschöpflich war.

Als diese Tochter sieben Jahre zählte, hielt es der Oberförster endlich für angezeigt, sie unterrichten zu lassen. In eine öffentliche Schule wollte er sie nicht schicken; er sandte sie daher zweimal wöchentlich zu dem Pastor des nächsten Dorfes, wo sie einige Stunden in den Elementargegenständen und in Religion erhielt. Ruth war sehr lernbegierig und begriff äußerst rasch, sie übte sich zu Haus täglich eifrig im Lesen, Schreiben und Rechnen und machte erstaunliche Fortschritte. Ihr gütiger Lehrer, ein älterer, unverheiratheter Geistlicher, war der Einzige, welcher Antheil und Freude über diesen Lerneifer und seine Erfolge zeigte, der Vater blieb durchaus theilnahmslos, und Lotte fand diese Hingabe an die Wissenschaft unverständlich und fürchtete, sich ihren Liebling dadurch bald entfremdet zu sehen.

„Lächerlich, wie man jetzt die Kinder quält“, pflegte sie zu sagen, „als ob es nöthig wäre, in einem Jahre schreiben und lesen zu lernen; unsereins war froh, es bei der Konfirmation zu können und die Gebote und einige schöne Lieder und Sprüche obendrein, aber heutzutag sollen die jungen Mädchen alle Gelehrte werden, mit Brillen auf der Nase und tintigen Fingern — brr!“

Der Bursche, Peter Niklas, und Nero, ein riesiger Neufundländer, waren die treuen Begleiter der kleinen fleißigen Schülerin, wenn sie Woche für Woche Montags und Donnerstags zu Pastor Herder wanderte, um ihre Lektionen zu empfangen. Peter ging inzwischen etliche Besorgungen zu machen, aber Nero hielt an der Thüre Wache während des Unterrichts. — Im körperlichen Wachsthum blieb unsere Ruth ebensowenig zurück wie im geistigen. Sie wuchs schnell und kräftig in die Höhe, schlank und biegsam wie eine Pinie, die üppigen schwarzen Haare hingen ihr in einen langen dicken Zopf geflochten über den Rücken herab, die Wangen blühten frisch wie Haideröschen, keck und zierlich sah das Näschen aus, wie eine purpurrothe Kirsche das volllippige Mündchen; am schönsten aber waren ihre Augen, die großen dunkelblauen mandelförmig geschnittenen, mit den feinen leichtgewölbten Brauen und den langen seidenweichen Wimpern. Auf den kleinen Füßen schritt das junge Kind leicht und elastisch mit einer Haltung von stolzer Grazie dahin, als hätte es diese anmuthvollen Bewegungen in dem glänzendsten Salon gelernt. Die Schönheit der Züge, das Wachsthum und das schwarze Haar hatte das Mädchen von ihrem Vater geerbt, denn die Mutter war eine kleine, zarte, blonde Frau von unscheinbarem Aeußeren gewesen, nur die herrlichen Blauaugen erhielt das Kind von ihr. Woher dasselbe aber den unbekümmerten Frohsinn, den frischen Muth, die glückliche Heiterkeit und Energie ihrer Natur überkommen hatte, das blieb ein Räthsel, wollte man nicht annehmen, eine holde, gütige Waldfee habe an seiner Wiege gestanden und es mit diesen unschätzbaren Gaben ausgestattet für das Leben, für die mutterlose, einsame Kindheit und für den ganzen bitteren Kampf ums Dasein mit allen Abenteuern, Enttäuschungen und Irrthümern, wie sie keinem Menschen erspart bleiben.

Die Kleine hatte immer ihren Wald mit seinem reichen Thierleben über alles geliebt, zu den Menschen fühlte sie sich nicht sonderlich hingezogen, zum Vater blickte sie nur mit scheuer Ehrfurcht auf, Lotten war sie dankbar ergeben, alle Fremden aber blieben ihr gleichgiltig.

Doch nun trat ein neues Gefühl hinzu, als sie die Schülerin des Dorfpfarrers wurde und ihn so oft beim Unterricht sah. Noch hatte sie kein Verständniß für seine edle, ideale Seele, für den hohen Flug seines Geistes und die kindliche Güte seines reinen, großen Herzens, aber seine Sanftmuth und stets sich gleich bleibende heitere Milde thaten ihr wohl, seine guten Manieren gefielen ihr, und seine ruhige, stete Energie trieb sie zu immer größerem Fleiße an. So lernte Ruth allmählich, unbewußt fast den einsamen Mann lieben und aus dem reichen Liebesschatz ihres Innern, der brach und unbenutzt lag, ergoß sich eine tiefsinnige, zarte Empfindung über ihren Lehrer aus und gab ihrem Benehmen gegen ihn eine liebliche Färbung der Anmuth, Bescheidenheit und kindlichen Zärtlichkeit. Und sie fand Erwiderung; mit der Liebe eines Vaters, eines Bruders umschloß er sie und fand beglückt in ihr das Element, was seinem Leben bisher gefehlt.

So gaben sie sich gegenseitig, der reife Mann und das sich schön entwickelnde Kind, und waren beide befriedigt und glücklich dabei.

Mit ihrem 15. Lebensjahre wurde Ruth konfirmirt und in die Reihen der erwachsenen Christen aufgenommen. Sie verbrachte den ganzen Tag ihrer Einsegnung in der lieben Pfarre bei dem theuren Lehrer und Prediger, der sie alle die Jahre geleitet, unterrichtet und bewacht wie der treueste Vater, und der sie mit innigster Freude und Bewegung zum Altar des Herrn und zu dem heiligen Mahl geführt hatte.

Der Oberförster fand es nicht nöthig, der Konfirmation beizuwohnen, er ließ ihr nur ein einfaches weißes Kleid anfertigen und übergab ihr, als sie im festlichen Schmuck vor ihm stand, ein Goldstück als Opfer für den Geistlichen. Kein Zeichen der Liebe, kein herzlicher Gruß bekundete dabei die geringste Rührung seinerseits. Er war der eisenharte, kalte, ernste Mann geblieben, ja seine finstere Unfreundlichkeit hatte fast noch zugenommen. Und doch gab es viele, die erzählen konnten, daß er einst ein ganz Anderer gewesen, ein flotter, glänzender, lebenslustiger Kavalier, schöner, übermüthiger, fröhlicher als die meisten seiner Jagdgenossen und Zechbrüder, damals, als er noch unverheirathet war, und als Offizier in der Hauptstadt des Nachbarländchens lebte. Er galt zu jener Zeit als der ausgezeichnete Günstling Seiner Hoheit des Fürsten, und die liebreizende Prinzeß Isolde sollte ihm und seinem Herzen, wie verlautete, sehr nahe gestanden haben. Vielleicht hätte man zu seiner Freiherrnkrone den Grafentitel gefügt, und über seine Armuth um seiner glänzenden Eigenschaften willen hinweggesehen, aber der Ruf von der Schönheit und Anmuth der jugendlichen Prinzessin war weit über die Grenzen des kleinen Landes gedrungen, es meldeten sich viele und erlauchte Freier, und eines Tages verkündete der Fürst dem versammelten Hofe die Verlobung seiner Schwester Isolde mit dem alten, reichen Herzoge von X. Y., der sie nach dem vor einigen Jahren erfolgten Tode der Herzogin zu seiner zweiten Gemahlin machen wollte.

Der Freiherr Martin von Norbert verschwand vom Hofe und aus dem Kreise seiner vornehmen Bekannten und tauchte erst viel später als Oberförster in jenem alten, waldumhegten Jagdschlosse wieder auf, finster, kalt und verschlossen, verändert in jeder Weise. Ein ihn heiß liebendes, gutes, edles, aber einfach-bürgerliches Mädchen wurde sein Weib, schenkte ihm das Töchterchen „Ruth", lebte einige Jahre neben ihm ein stilles, trauriges Dulderleben und starb dann plötzlich klaglos, wie sie gelebt, ohne vorhergegangene Krankheit, an Entkräftung und Mattigkeit, wie der Arzt behauptete, wahrscheinlich aber an unerwiderter Liebe, dieses freudelosen Daseins müde. Erst an dem Sterbebette und Sarge der unbeachteten und ungeliebten Frau erkannte der Mann seinen Verlust und ihren Werth. Doch nicht mildernd und bessernd wirkte diese Erkenntniß auf den Gemüthszustand des unglücklichen Mannes; er wurde vielmehr noch erbitterter und zog sich scheu in sich selbst zurück; von dem gefeierten Fürstenliebling war nur ein mürrischer Gesell, schroff bis zur äußersten Grenze, zurückgeblieben, voll Weltverachtung und Menschenhaß.

Noch litt die junge Tochter nicht darunter, es war ihr nicht klar, was ihr fehlte, sie kannte kein glückliches Familienleben, wußte nicht, wie andere Väter sich ihren Kindern gegenüber verhalten, und hatte keine Ahnung, welch' schmerzliches Entbehren ihre ganze Kindheit begleitete.

Nach der Konfirmation gestaltete sich Ruths Leben zunächst wenig anders; sie ging nur noch öfter zu dem Pfarrer, welcher sie jetzt in Musik, im Zeichnen und in den modernen fremden Sprachen unterrichtete. Daneben empfing sie Handarbeitsstunden von der jungen Frau des Kantors und zeigte sich auch in dieser Richtung recht talentvoll und geschickt; doch die geistige Arbeit, die Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst war die liebere und mit wärmerem Eifer gepflegte. Im Pfarrhause wurde nun ein Stübchen besonders behaglich eigens für das junge Mädchen hergerichtet, und Ruth studirte und malte, lernte und stickte darin Tag um Tag.

Der Pfarrer meinte seinen Liebling nicht mehr entbehren zu können und widmete dessen Ausbildung und Förderung jede freie Stunde, voll Stolz und Glück über die schönen Erfolge, die erzielt wurden.

Als das Mädchen 17 Jahre alt geworden war, begab sich der Geistliche eines schönen Sommertages in's Forsthaus, um mit dem Oberförster Rücksprache über die Zukunft seines geliebten Pfleglings zu halten. Ruth befand sich, wie fast immer, in ihrem Arbeitszimmer in der Pfarre und führte eine größere Zeichnung rasch in kühnen Strichen entworfen, fein und sorgfälig aus; sie trug ihr weißes, durch angesetzte Kanten vergrößertes Konfirmationskleid, eine dunkle Purpurrose im schwarzen Haar und war, trotz der wunderlichen Tracht, eine ganz liebreizende Erscheinung, wie sie so still über ihre Arbeit geneigt an dem mit weißen Gardinen und blühenden Blumen geschmückten Fenster saß, Ruhe um sich und in ihr, der unberührten, reinen Mädchenseele, ahnungslos, ob man vielleicht jetzt über ihr Geschick entscheide; sie wußte nicht einmal, daß ihr lieber Lehrer zum Vater gegangen war.

Inzwischen ging es heiß her im Forsthause. Die beiden Herren saßen einander gegenüber in dem finstern, großen, ungemüthlichen Arbeitszimmer des Oberförsters, das nur durch ein vergittertes Fenster Licht empfing und außer einem großen Bücherschrank und Schreibtisch sechs hochlehnige Stühle enthielt.

Der Pastor wünschte zu erfahren, was der Oberförster nun mit seiner Tochter beginnen wolle, und gab den Rath, sie ein Jahr lang in der Hauptstadt einer bewährten Pension anzuvertrauen, um ihre Erziehung in jeder Weise zu vollenden. Er theilte diese Ansicht in ruhiger, wohlgesetzter Rede dem Hausherrn mit und richtete die bebrillten grauen Augen dabei forschend auf ihn.

Der Freiherr aber sprang ungestüm auf und schrie den Geistlichen zornig an, er wolle keine Modepuppe aus seiner Tochter machen, ihre Bildung genüge für ein stilles Leben im Walde vollkommen, und er halte in der That nicht für nöthig, so viel Umstände wegen eines kleinen, unbedeutenden Mädchens zu machen.

„Ihre Tochter ist weder klein noch unbedeutend", erwiderte der Pastor lächelnd, „für ein ländliches Stillleben dürfte ihre Erziehung allerdings genügen, nicht aber für ihre ungewisse Zukunft, in welcher sie vielleicht in ganz neue Verhältnisse gedrängt und vor andere, größere Aufgaben gestellt wird. Sie können sterben, das arme Kind bleibt mittellos zurück und muß als Gouvernante sein Brot essen, dann würde ihm Mancherlei fehlen, was ich hier nicht lehren konnte. Ich wenigstens will mir den Vorwurf nicht zu machen haben, zu spät an diese Möglichkeiten zu denken und zu erinnern."

Der Pastor schwieg bewegt und sah ernst und traurig vor sich hin, der Freiherr ging mit dröhnenden Schritten im Zimmer auf und ab.

„Gott weiß, wie schwer und bitter ich meinen Liebling missen werde; kaum bringe ich es übers Herz, mich loszureißen, und doch will ich mich gern fügen um ihretwillen und für ihr Wohl immerdar beten!" fügte der geistliche Herr seufzend hinzu.

Der Baron blieb stehen und sah ihn forschend an; wie ein Lichtblitz, gleich einer plötzlichen Geisteserleuchtung zuckte es über sein Antlitz.

„Pastor, was mir da eben einfällt, ist vielleicht Rath und Hilfe für uns Alle. Das Mädchen soll nicht fort, ich brauche mich nicht um die Pension zu plagen, Sie verlieren Ihre Gesellschafterin nicht und Ruth ist versorgt und aufgehoben für alle Zeit. Sie sehen mich erstaunt an, errathen nichts? Na, da muß ich wohl nachhelfen; ich gebe Ihnen meine Tochter zur Frau. Gott Lob, daß Sie nicht früher auf den Einfall kamen, sich zu verheirathen, Ruth wird es gut bei Ihnen haben, und Sie, denk ich, sind auch zufrieden damit. Gilt die Sache?"

Der Pfarrer zuckte erblassend zusammen und sah den Oberförster erschrocken an. Dieser lachte laut und grell auf und schlug den Andern auf die Schulter.

„Sieh da, getroffen, der Herr Pastor finden den Vorschlag ganz passabel, wie mir scheint, aber bitte, lassen Sie mich nicht lange auf die Antwort warten, die von Norbert sind nicht gewöhnt, ihre Töchter vergebens anzubieten.“

„Sie sollen meine Meinung hören, Herr Baron, wenn Sie Ihnen auch nicht sonderlich gefallen wird. Ihr Antrag ehrt mich hoch und würde mich unsäglich glücklich machen, wenn ich jünger wäre und Ihrer herrlichen, hochbegabten Tochter ein würdiges Loos bieten könnte, — so in diesem Falle kann er mich nur tief schmerzen, weil seine Verwirklichung unmöglich ist. Sie wollen blühendes Leben an hinsterbendes ketten, den Vogel in den engen Käfig sperren, über Ihr Kind ungefragt verfügen. Das darf nicht sein und ich werde mich mit aller Energie dagegen stemmen und mit der Liebe, welche ich für Ruth empfinde und die selbstloser und inniger als diejenige ihres eigenen Vaters ist.“

Der Pfarrer schwieg erschöpft, er erwartete einen heftigen Zornesausbruch, hatte sich jedoch getäuscht, denn der Freiherr blieb ganz ruhig. Er zuckte nur mit den Achseln und lächelte bitter und geringschätzig.

„Thun Sie, wie Sie wollen, Pastor, ich dränge Niemandem meine Tochter auf, aber überlassen Sie auch mir ferner jede Sorge für ihr ferneres Leben und Streben. Sie geben ihr keine Stunden mehr, und der Verkehr mag überhaupt aufhören. Ich empfehle mich Ihnen.“

Damit hatte der Oberförster das Gemach verlassen und der Geistliche sah sich allein, tief bestürzt und bekümmert. Er suchte seinen Hut und ging heim, voll Trauer über seine verfehlte Mission und über die öde Zukunft, die nun vor ihm lag und ihn ganz von Ruthscheiden sollte.

Ruth hatte indessen aufgehört zu arbeiten und war in den Garten gegangen, um in der Abendkühle die Blumen zu begießen. Die schönen, großen Blumenbeete und Boskets waren ihrer Pflege übergeben und wurden niemals vernachlässigt, denn das noch so junge Mädchen zeigte sich sehr gewissenhaft in Erfüllung aller Obliegenheiten; sie hatte viel Erkenntniß und ein tiefes, klares Gefühl für Recht und Pflicht. Das Kleid hoch aufgenommen, den Aermel zurückgesteckt, bewegte sich die anmuthige Gärtnerin schnell und leicht mit der Gießkanne zwischen den Beeten und nach dem Brunnen und wieder zurück nach den Pflanzungen; die Schönheit ihrer graziösen, biegsamen Gestalt trat bei ihrer Beschäftigung augenfällig hervor. Da trat der Pfarrer langsam mit leisen, zögernden Schritten und gesenkten Hauptes in den Garten, jedoch sofort von Ruth bemerkt. Sie stellte ihre Gießkanne nieder und eilte ihm entgegen, der ihr theurer, theurer als ihr Vater war. Das schöne Mädchen schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn zärtlich auf die Wange, doch seine Traurigkeit bemerkend, rief sie erschrocken:

„Was ist geschehen, lieber Herr Pastor? Sie sehen so ernst und betrübt aus und kommen so lange nicht, nach Ihrem Kinde zu sehen. Was habe ich verschuldet? Ich könnte es nicht ertragen, wenn Sie mir zürnten!“

„O, mein Mädchen, ich Dir zürnen! Aber ich bin traurig wegen einer Unterredung, die ich mit Deinem Vater hatte, und will Dir sogleich das Endresultat derselben mittheilen. Du sollst nicht nach der Stadt, wie ich hoffte, sollst —“

„O, ich muß nicht fort, ich darf hier bleiben, welches Glück! Und Sie bedauern das für mich, Herr Pastor? Ach, Sie wissen nicht, wie schwer mir eine Trennung vom Walde, von meinem Stübchen, vor Allem von Ihnen geworden wäre, wie unerträglich schwer!“

„Liebes Kind, Du redest nach Deiner Einsicht, die dermalen nicht weit reicht; aber schlimmer ist, sich nahe und doch getrennt sein. Denn Dein Vater hat beschlossen, Dich jetzt daheim zu behalten, ich werde Dich nicht mehr unterrichten, und Du darfst mich niemals besuchen. Wie soll das gehen, mein Liebling, wie werden wir es ertragen?“

Der Pfarrer hatte Ruth bei den letzten Worten zur Laube gezogen und sich in derselben mit ihr niedergelassen. Das Mädchen blieb wortlos, an ihn geschmiegt saß sie da, das schöne Köpfchen auf seine Schulter gelegt. Nach langer Pause sprach sie leise: „Ich würde sterben ohne Sie, so grausam kann mein Vater nicht sein, er wird uns nicht trennen.“

Der Pfarrer erbebte; was Ruth da sagte, stimmte wundersam zusammen mit dem Antrage, welchen ihm der Oberförster heute gemacht; er brauchte nur die Hand auszustrecken, und das holdselige Wesen war sein, der Freiherr würde sicher auch jetzt nicht seine Einwilligung versagen, denn die Tochter war ihm nur eine Last, der er gern enthoben sein wollte.

Der edle Mann kämpfte einen schweren, heißen, bittern Kampf. Aus niederem Stand und aus ganz armer Familie geboren, hatte sich der reich befähigte, willensstarke Mensch emporgerungen aus eigener Kraft und war nach langen Jahren unter fortgesetzter harter Arbeit, nach unsäglichen Mühen und Entbehrungen das geworden, was er jetzt noch vorstellte. Aus Mangel an Ehrgeiz hatte er sich mit der Pfarrstelle in diesem entlegenen Winkel des Landes begnügt und lebte hier still seiner kleinen Gemeinde und seinen Studien und seinen schriftstellerischen Arbeiten auf theologischem Gebiete. Und nun kam ihm, dem Fünfundvierziger, plötzlich dieses Anerbieten, er sollte das schönste Weib sein nennen, das er zugleich liebte, mit jedem Schlage seines Herzens, das in geistiger Beziehung das Geschöpf seines Willens und seiner treuen Erziehung und ihm innig ergeben war. Er hatte auch Blut in den Adern, er kannte auch Begehren, Verlangen und zärtliche Begierde, — wie wallten Sehnsucht und Lust in ihm auf, die Süße an sich zu reißen und sie nimmer, nimmer wieder zu lassen; sie würde ihn lieben lernen, wie die Frau den Gemahl lieben soll, sie würde ihm treu sein bis zum Ende, mit sanfter Hand ihm weich die Kissen legen und an seinem Grabe weinen. Die Wittwenpension und seine Ersparnisse schützten sie auch vor Noth und Mangel; — war es nicht der beste, der richtigste Weg so, der einzige ihm vorgezeichnete, den er zu gehen hatte? Doch nein, welche Versucher! Noch ist er stark, noch fühlt er Kraft zum Widerstande in sich, er will, er darf nicht in demselben Fehler häßlicher Selbstsucht verfallen, den er an dem Oberförster so streng rügte; — schweigt, ihr wilden Wünsche des Herzens und der Sinne, laßt euch klaglos opfern auf dem Altare der reinsten Liebe, die sich selber vernichtet, um die Geliebte zu beglücken und frei zu machen! — Der Pfarrer hatte gesiegt, er schloß die Liebliche in die Arme und küßte sie sanft auf die Stirn.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Schwestern.

Von J. Romberg.

Im letzten Jahrzehnt der Regierung Ludwig des Fünfzehnten spielten sowohl am Hofe von Versaille, als in der Pariser Gesellschaft und in den Salons der Dichter und Philosophen zwei schöne Schwestern, Madame de Chasteau-Gay und Madame La-Douze, eine hervorragende Rolle. Beide waren unstreitig selten interessante Erscheinungen, denn sie vereinigten, von den Männern hochbegehrt, alle weiblichen Reize mit einem heiteren Temperament, so wie den sprühenden Geist der Femmes Savantes jener Tage.

Madame de Chasteau-Gay war eine üppige Blondine mit blauen, muntern Augen, mit feingeschwungenen Brauen, welche ein Poet jener Tage mit dem Bogen Amors verglich, und mit besonders schönen Händen und Füßen. Ihre Schwester Madame La-Douze eine schlanke Brünette, zeichnete sich vor Allem durch ihre dunkeln, an das Serail mahnenden Augen aus, welche der Herzog von Richelieu einmal bei einem philosophischen Diner „die Märchen der Tausend und eine Nacht“ genannt hatte.

Das feine anmuthige Oval ihres Gesichtes bekam einen pikanten Reiz durch die kleine Adlernase, und die leichtgeschürzte Oberlippe, welche sie einem graziösen Raubthier entlehnt zu haben schien. Beide galten als unfehlbar in ihrem Urtheil über neue Bücher und Stücke, philosophische Thesen, Musiker und Maler, und übten einen um so größeren Einfluß auf den Geschmack der Gesellschaft, als damals das arge Geschlecht der Kritiker und Rezensenten noch nicht erschaffen war. Beide ritten tollkühn, bändigten die wildesten Pferde, galten als kühne Jägerinnen, denen es nicht an dem nöthigen Muth gebrach, mit eigner Hand dem Hirsch oder Eber den Gnadenstoß zu geben. Vor Allem aber regierten beide den Degen gleich unübertrefflich, und dies Alles,

ohne in männliche Alluren zu verfallen; im Gegentheil beide Damen blieben immer graziös, fein und elegant.

Auf einem Maskenball bei dem Herzog von Richelieu erschien Madame De Chasteau als Diana kurz geschürzt, in Halbstiefeln von goldigem Leder, im gepuderten Haar einen goldenen mit blitzenden Diamanten besetzten Halbmond, den Köcher um die Schulter, den Bogen in der Hand, eine Halbmaske von schwarzem Sammt vor dem Gesicht. Unter den Gästen befand sich auch der Marquis von Clairmont-Tonre, in der Maske eines Derwisches. Er liebte Frau von Chasteau seit langer Zeit und befand sich in jener grausamen Lage, wo ein Anbeter täglich mehrmals hofft und verzweifelt. Die schöne Frau war ihm freundlich gesinnt und fing ihn jedesmal von Neuem in dem Zaubernetz ihrer Koketterie, sobald er Miene machte sich zurückzuziehen, verstand es aber ebenso gut, ihm jedesmal, wenn er allzu feurig um ihre Gunst warb, in der lustigsten Weise zu entschlüpfen. Der arme Marquis hatte mit dem scharfen Auge des Verliebten sein Idol sofort unter der olympischen Maske erkannt und verfolgte die grausame Schöne Schritt auf Schritt. Nachdem er sie endlich doch im Gedränge verloren hatte, führte ihn ein unglücklicher Zufall in ein Nebengemach, gerade in dem Augenblick, wo die schöne Frau sich in einem tête-à-tête mit einem Offizier der Garde Ferieres befand. Der Marquis war so artig, sich rasch zurückzuziehen, aber mit dem Stachel der Eifersucht im Herzen.

Als er im Maskengewühl Frau von Chasteau nach einiger Zeit wieder begegnete, näherte er sich ihr, und flüsterte ihr in das Ohr: „Merkwürdig, daß geistvolle Frauen sich immer in alberne Männer verlieben!"

Madame de Chasteau blickte dem Derwisch nur einen Moment forschend in die Augen, und wußte auch schon, wen sie vor sich hatte. „Wenn Du Recht hättest, Pilger aus dem Morgenlande," erwiderte sie boshaft, „dann würde ich Dir längst Gehör geschenkt haben!"

„Madame, Sie fügen zu dem Verrath auch noch den Hohn, und die Impertinenz!"

„Sie sind unverschämt, Marquis," erwiderte die schöne Frau welche unter der Sammtlarve roth geworden war, „aber diesmal kommen Sie an die Unrechte, ich bin nicht die Frau, die Beleidigung, die Sie mir eben zugefügt haben, ruhig hinzunehmen, Sie werden mir für dieselbe Genugthuung geben, den Degen in der Hand."

„Welche Grille!" rief der Marquis.

„Nochmals, Sie werden sich mit mir schlagen — ich bestehe darauf."

„Wie Sie befehlen, Madame," gab der Marquis zur Antwort, indem er sich vor der beleidigten Diana tief verneigte.

Am nächsten Nachmittag fand das Duell in Bois de Fontaine Bleau statt. Gleich zu Anfang geschah etwas, worauf der Marquis von Clairmont absolut nicht gefaßt war. Mit seinen Freunden in einem Baumgang auf- und abwandelnd setzte er denselben eben auseinander, wie er entschlossen sei, sich an Frau von Chasteau für ihre Grausamkeit zu rächen, sie an ihrem schönen Arm zu verwunden und sie auf diese Weise eines ihrer größten Reize zu berauben, als seine Gegnerin in Begleitung ihrer Zeugin erschien. Sprachlos starrte der Marquis auf die herrliche Gestalt hin, die sich zum ersten Male seinen Blicken darbot. Frau von Chasteau hatte nämlich um besser fechten zu können, ihren Reifrock zu Hause gelassen, und trug über einem fußfreien Rock von grauer Seide einen Männerüberrock von grünem Sammt. In dieser Toilette zeichneten sich die schönen Linien ihrer junonischen Gestalt in einer Weise ab, welche den Marquis vollständig verwirrte. Er war bereits besiegt, ehe sich die Degen gekreuzt hatten.

Nachdem die Zeugen die Waffen geprüft, Sonne und Wind redlich getheilt und die beiden Aerzte ihre Instrumente ausgepackt hatten, nahmen Frau von Chasteau und der Marquis, nachdem sie sich artig begrüßt hatten, ihre Posten ein. Sie mit einem boshaften Lächeln um die vollen Lippen, er bleich und am ganzen Leibe bebend.

Der Herzog von Richelieu gab das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Sofort griff Frau von Chasteau ihren Gegner lebhaft an, und trieb ihn vor sich her. Indem der Marquis sich vor ihr zurückzog, stolperte er über eine Baumwurzel und fiel zu Boden. Sofort senkte Frau von Chasteau die Spitze ihres Degens und zog sich ein paar Schritte zurück. „Stehen Sie doch auf," rief sie spöttisch dem Marquis zu, der seine Geistesgegenwart vollständig verloren hatte, „worüber sind Sie denn eigentlich so sehr verwirrt? Es ist doch nicht das erste Mal, daß Sie zu meinen Füßen liegen."

Endlich erhob sich der Marquis. Das Blut war ihm in die Wangen gestiegen. Kaum gab der Herzog von Richelieu das Zeichen, so drang der Marquis auf seine schöne Gegnerin ein, aber diese wich ihm geschickt aus, und entwaffnete ihn. Nachdem der Marquis zum zweiten Male seinen Degen aufgehoben hatte, trieb ihn Frau von Chasteau im dritten Gange bis an einen Baum und verwundete ihn hier an der Schulter. Damit war der Zweikampf zu Ende und Frau von Chasteau entfernte sich, mit einem spöttischen Blick auf den Besiegten, an dem Arm des Herzogs von Richelieu.

Wahrscheinlich ließen die Lorbeeren ihrer Schwester Madame La-Douze nicht ruhen. Denn auch sie bekam wenige Tage nach dem Duell der Madame Chasteau Streit, und zwar mit ihrem eigenen Manne, mit dem sie bisher im besten Einvernehmen gelebt hatte. Es war beim Frühstück. Madame La-Douze, welche in einem gelbseidenen mit weißen Spitzen geputzten Morgenrock ihrem Gatten gegenüber saß, hatte eben die silberne Tasse, aus der sie die Chocolade geschlürft, hingestellt, und erhob sich.

„Ich bitte Sie, meine Theure", begann Monsieur La-Douze, „bleiben Sie doch noch einen Augenblick, ich habe mich so sehr darauf gefreut, Ihnen meine heute Nacht beendete Abhandlung über die Pflichten der Ehegatten gegen den Staat und die menschliche Gesellschaft vorzulesen."

„Ein ander Mal, mein Freund", erwiderte sie. „Mein Friseur erwartet mich, er hat eine neue Frisur erfunden, welche er an mir versuchen will. Es wird einen vollständigen Umsturz in der Mode geben, und ich werde an der Spitze der Revolution stehen."

„Wie Madame, eine Frisur ist für Sie wichtiger, als die Zukunft des Menschengeschlechtes?" Madame La-Douze zuckte die Achsel und ließ sich, wenn auch schmollend auf ihrem Stuhl nieder, während ihr Gemahl mit einem glücklichen Lächeln ein zierlich geschriebenes Manuskript hervorzog und zu lesen begann. Doch die schöne Frau hörte ihm nicht allzu lange zu; sie wurde ungeduldig, klopfte bald mit dem Stöckel ihres rothen Sammtschuhes auf das Parquet, bald mit dem kleinen Löffel auf die silberne Tasse, und als ihr Gatte wieder eine seiner endlosen Perioden angefangen hatte, sprang sie auf und rief: „Nein, das ist zu viel."

„Wie?" fragte Monsieur La-Douze entrüstet, „Sie wollen mich nicht länger anhören? Es ist Ihre Pflicht, den Worten Ihres Gatten Ihr Ohr zu leihen."

„Und Ihre Pflicht ist es, Monsieur, mich nicht zu langweilen."

„Was mußte ich hören, ich langweile Sie?"

„Soll ich es Ihnen wiederholen?"

„Bleiben Sie, Madame", sprach Monsieur La-Douze erregt mit der Miene eines Jupiters und faßte seine reizende Gemahlin, die ihm zu entschlüpfen suchte, etwas unsanft bei dem Handgelenk des linken Arms. Im nächsten Augenblick bekam er von seiner Frau eine schallende Ohrfeige.

„Sie haben es gewagt?" rief er zornig.

„Niemals werden Sie mich ungestraft mißhandeln," entgegnete Madame La-Douze.

„Sie sind einfach eine Närrin," schrie der gekränkte Philosoph.

„Monsieur, Sie haben mich innerhalb zwei Minuten zweimal beleidigt, ich fordere Sie hierfür zum Zweikampf heraus und zwar auf der Stelle." Sie verließ rasch den Saal, und kehrte bald mit zwei Degen zurück.

„Wie, Madame, Sie muthen mir im Ernst die Lächerlichkeit zu, mich mit meiner Frau zu schlagen?"

„Sie gebrauchen Ausflüchte, weil Sie sehr gut wissen, daß ich Ihnen in der Führung des Degens überlegen bin. Sie sind einfach ein Feiglina, Monsieur."

Das war zu viel; Monsieur La-Douze ergriff den Degen und stellte sich seiner Gemahlin gegenüber. Diese warf ihren Schlafrock ab, und der Kampf begann. Es zeigte sich bald, daß Monsieur La-Douze alle Ursache gehabt hatte, das Duell mit seiner Frau abzulehnen. Sie spielte mit ihm, wie die Katze mit der Maus, trieb ihn aus einer Ecke in die andere, und gab sich erst zufrieden, nachdem sie ihm drei leichte Degenstöße beigebracht hatte. Sie hätte ihn ohne weiteres tödten können, wenn sie gewollt hätte. Schließlich versöhnten sich die beiden Gatten unter Lachen und Küssen.

Begegnung.

Von Leo Ebermann.

(Nachdruck verboten.)

„Ist Ihnen eine Tasse Chokolade gefällig?" fragte Frau Sondern mit jener matten, abgetönten Stimme, die so sehr mit der Langeweile eines stilvollen Salons harmonirt. „Ist Ihnen eine Tasse Chokolade gefällig?" wiederholte die junge Dame, ohne auch diesmal von Kurt eine Antwort zu erhalten. Er saß bestürzt da und betrachtete Frau Sondern mit einem Ausdrucke, als wäre ihm von der schönen Frau Cyankalium angeboten worden.

Kurts Benehmen war um so unbegreiflicher, als ihm der würzige Trank von einer Gattin präsentirt wurde, welcher der Reichthum des Gatten gestattete, nur echten Kaffee zu gebrauchen. Oder geberderte er sich deshalb so seltsam, weil ihm einfiel, daß er den kleinen Mund, der jetzt diese vulgäre Frage an ihn richtete, nicht mit glühenden Küssen bedeckt hatte?

Beim letzten Kuß hatte ihm derselbe kleine Mund zugeflüstert: Ewig Dein!

Und dann hatte er die liebe Stimme zwei Jahre nicht gehört und die ersten Worte, die er nach langer Trennung vernahm, waren: „Ist Ihnen eine Tasse Chokolade gefällig?"

„Jawohl gnädige Frau, wenn ich bitten darf." Kurt schlürfte den glühend heißen Trank, ohne abzusetzen. Auch eine verbrannte Kehle hat ihre Vortheile. Sie brachte Kurt wieder etwas zu sich. Ein Blick auf die spiegelblanke Glatze des Gatten gab ihm vollends seine Besinnung wieder. Wegen dieses Menschen war er verlassen worden. Ein großes Hauptbuch war seinem zierlichen Gedichtenbändchen vorgezogen worden. Er hatte ihr seine „Lieder eines Träumenden" gewidmet und sie lasen das Buch gemeinschaftlich.

In den Gedichten herrschte das „Du" so entschieden vor, daß sie schließlich dabei blieben. Kurt hatte Helenens Wunsch entsprechend, das Buch mit weißen Einschlageblättern versehen.

Auf diese wollte sie allerlei sinnige Bemerkungen schreiben. Diese sollten ihn wiederum zu neuen sinnigen Gedichten begeistern. Welch' glückliche Zukunft!

Seine Abwesenheit sollte ihn die Geliebte um so sicherer gewinnen lassen. Liebende entfernen sich noch immer zu dem Zwecke, sich dadurch zu nähern. Gleichzeitig mit seinem Doktorate erhielt er die Nachricht, daß Helene sich vermählt habe. Eine gute Partie, eine glänzende Partie, ihr Mann ist reich, sehr reich, Millionär! Kurt fühlte sich namenlos unglücklich, aber er vergaß seiner eigenen Schmerzen, wenn er daran dachte, was die arme Helene leiden mußte. Er sah im Geiste die Geliebte, wie sie entsagungsvoll über die Stirne ihrer jüngeren Schwester strich und dann tonlos sagte: „Nun ja, Mutter, ich will." Die arme Helene, die sich opfern mußte für ihre Familie! Absichtlich hatte er ein Jahr lang Wien gemieden, um die blutende Wunde der Geliebten nicht zu erneuern. Endlich konnte er es nicht länger ertragen. Er mußte noch einmal mit ihr sprechen, wunschlos, schwermüthig — dann wollte er wieder verreisen. Sein Begehren war todt, es war nur seine Melancholie, die sich nach der ihren sehnte. Ein letztesmal wollte er die traurige Stimme hören, das bleiche Gesicht sehen.

Gleich beim Eintritt fiel ihm auf, daß ihr Gesicht nicht bleich war. Vergeblich suchte er nach einem Wölkchen auf ihrer Stirne, erspähte er ein Zucken ihrer Lippen. Wie leicht und frei sie sich bewegte. Und die nachlässige Handbewegung, mit der sie ein brillantbesetztes Armband schloß, und das zärtliche Hineinschmiegen in das Fauteuil, als thue der weiche Stoff ihrem Körper wohl. Sollte sie sich wirklich in dieser Welt gefallen? Herr Sondern erzählte von der neuesten türkischen Anleihe, was einen jungen Journalisten zu einer pikanten Bemerkung über den Harem des Großherrn veranlaßte. Helene lächelte darüber, — Helene, der er die „Lieder eines Träumenden" gewidmet hatte.

Endlich waren sie allein. Eine lange, drückende Pause. Helene spielte mit den Zierrathen ihres porte-bonheur; Kurt studirte mit vielem Interesse die Firma, die im Innern des Cylinders aufgezeichnet war.

„Sind Sie schon lange in Wien, Herr Doktor?" — „Ja, gnädige Frau!" — „Und denken Sie hier zu bleiben?" — „Nein, gnädige Frau!" — „Aber doch jedenfalls über den Winter? Es ist die schönste Jahreszeit." — „Ich ziehe den Sommer vor, gnädige Frau!" — „So! Warum?" — „Weil — weil die Saaten grünen und der Vogel singt, weil die Blumen duften und heiße Strahlen herniederfluthen, weil ich Alles liebe, was glüht und leuchtet, weil —". Kurt war erregt aufgesprungen.

„Was ist Ihnen, Herr Doktor?"

„Nichts, gnädige Frau. Mich wandelte nur einen Moment lang die Lust an, dort jene herrlichen Spiegelscheiben zu zerschmettern, die so groß sind, daß die ganze dumme Welt durch sie hineinsicht. Erinnern Sie sich noch des Zimmers, wo wir Abschied nahmen? Es hatte so liebe enge Fenster. — Da erblickte man wenig von draußen und schaute mehr in sich hinein. Die lieben engen Fenster! Das dämmerige Zimmerchen! Erinnern Sie sich — erinnerst Du Dich noch daran, Helene?!"

Auch sie hatte sich jetzt erhoben. „Das ist nicht hübsch von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie die alten Geschichten wieder aufwärmen. Gewiß, es ist nicht hübsch von Ihnen — Kurt! Sie sehen, ich bin nicht im Mindesten affektirt und nenne auch Sie bei Ihrem Vornamen. Nun denn, lieber Kurt, lassen wir die köstlichen Kindereien."

Ihre Augen strahlten vor Zufriedenheit, während sie die letzten Worte sprach.

Der Ausdruck „köstliche Kindereien" war ihr doch gar zu gut gelungen. „Ich habe Ihnen vor einiger Zeit ein bischen wehe gethan. Pardon! Pardon! Es war nicht recht von mir, gewiß nicht recht. Pardon! Pardon! Wie seltsam Sie mich ansehen. Glauben Sie es mir nicht? Ich sagte mir oft, diesem Menschen, dem Kurt, hast Du Unrecht gethan. Und denken Sie, ich hatte nicht einmal Zeit, Sie schriftlich um Entschuldigung zu bitten. Ach, diese leidigen Hochzeitsvorbereitungen! Denken Sie nur, wir hatten dreihundert Gäste, sehr vornehme Gäste, es waren darunter —"

Kurt hat nie in seinem Leben erfahren, wer „darunter" gewesen war. Ein Schwindel hatte ihn erfaßt, so stark, so überwältigend, daß er sich an einer Portière festhalten mußte, um nicht umzusinken. So krampfhaft zuckten seine Hände, daß er fürchtete, die Portière, an der er sich anklammerte, würde abreißen. Da sah er deutlich, was für eine solide Einrichtung Herr Sondern besaß. Die Portière hielt fest, und mühsam gelang es Kurt, seine Fassung wieder zu gewinnen.

„Mein Hochzeitstag scheint Sie gar nicht zu interessiren," fuhr die junge Dame schmollend fort. „Aber ich will feurige Kohlen auf Ihr Haupt sammeln. Ich will Ihnen wirklich wohl, Kurt, und werde es Ihnen gleich beweisen. Sie wollen nichts von meiner Hochzeit wissen, ich will mich desto mehr mit Ihrem Glücke beschäftigen. Ich habe da eine kleine Schwägerin, ein allerliebstes Mädchen und reich, sehr reich. Die Kleine besitzt mehrere Güter —"

„Helene!" — Wie lang, wie seltsam sich das Wort Helene sich in seinem Munde dehnte. Ein wunderlicher Klang, der nicht den Lippen entflohen zu sein schien, sondern der Brust; vielmehr kein ursprünglicher Laut, weit eher das Echo einer Saite, die gesprungen war. Ein entsetzliches Weh und gleich darauf ein so trübes, ekliges Etwas — ihm war es, als legte sich ein fauler, dicker Staub auf die schwellenden Teppiche, als kröchen graue, unsichtbare Spinnen über das Gesicht der jungen Frau — er empfand auf einmal Lust, nach Herrn Sondern zu rufen und mit ihm alte Kurszettel zu lesen.

„Was ich Ihnen noch sagen wollte," sprach Frau Sondern weiter. „Auf einem dee Güter meiner Schwägerin ist ein romantischer Wald. Ich wette, Sie werden dort wieder zu Ihrer Muse zurückkehren, wie? Oder sollte ich mich irren? Sie sind doch noch immer poetisch gestimmt, Kurt? Die Beschreibung vorhin vom Sommer war so reizend. Nicht wahr, Kurt, Sie sind doch manchmal poetisch gestimmt?"

„Ja, gnädige Frau, ich bin noch manchmal poetisch gestimmt, manchmal, wie z. B. jetzt. Denken Sie, da ist mir soeben der Einfall zu einem Gedichte gekommen, zu einem sehr tiefsinnigen Gedichte."

„Ah, eine Ballade, Herr Doktor."

„Nein, gnädige Frau, es ist lyrisch, aber moderne Lyrik. Es heißt: „Der Dichter und die herabgekommene Nachtigall."

„Wie, Herr Doktor?"

„So, gnädige Frau. Es war einmal ein Dichter, der hatte eine Nachtigall, mit der er sich ganz allein beschäftigte. Da mußte er plötzlich in die weite Welt und war gezwungen, den Vogel fremden, gewöhnlichen Menschen anzuvertrauen, die nicht mit Nachtigallen umzugehen verstehen. Und richtig, als er zurückkam, da war die Nachtigall —"

„Krank geworden?"

„Das hätte dem Dichter wohl gethan. Im Gegentheile, gnädige Frau, die Nachtigall war sogar gesünder geworden, gesünder und — fetter. Der Dichter hatte sich nämlich geirrt. Die Nachtigall war eigentlich ein Haushuhn gewesen."

Im Fahrstuhl.

Humoreske. Frei nach dem Englischen.

I.

Der gesellige Salon von Hotel Bellingham zeigt heute Abend ein recht festliches Ansehen; das Gas ist freilich noch klein gedreht, aber unter der Krone prunkt der Tisch mit seiner kostbaren Last von Silber und Krystall, mit seinem schneeweißen Tafelzeug. Jeden Augenblick werden die Gäste erwartet, und dies giebt immer eine eigenartige Spannung, aber der unruhige Blick, den Mr. Roberts zuerst in den Salon und dann auf seine Uhr wirft, indem er die Portiere bei Seite schiebt, hat noch eine andere Ursache.

„Was mag doch Deiner Tante überkommen sein?" fragte er Mrs. Roberts, die soeben in großer Toilette ins Zimmer hineinschwebt. „Es hat schon sechs geschlagen, und noch ist sie nicht hier."

„Ja," antwortet die Dame mit einer Unruhe, welche sie vergebens zu verbergen trachtet, „das wollte ich Dich gerade auch fragen. Sie kommt niemals zu spät, und die Kinder sind schon ganz betrübt und niedergeschlagen. Sie rechneten darauf, sie noch zu sehen, bevor sie ins Bett müßten, um mit ihr über das Christfest zu plaudern."

„Sollte sie vielleicht auch schon den feinen Ton hervorkehren und nicht vor der festgesetzten Zeit kommen wollen?"

„Unsinn, Edward! Sie ist sicher irgendwo aufgehalten worden und wird in der Minute hier sein."

So sprechend geht Madame noch einmal im Salon herum, hier und da etwas umstellend, während ihr Gemahl sich auf einen Stuhl niederfallen läßt und seufzt:

„Wenn sie nur nicht zu spät kommt!"

„Man muß seinen Gästen immer fünfzehn Minuten zugeben", sagt Mrs. Roberts und nimmt nicht ohne Schwierigkeit auf dem Sopha Platz.

Ihr Mann beginnt gerade, sich über ihre Toilette und die Haltung, welche sie angenommen, lustig zu machen, als die Glocke der Hausthür ertönt und Beide mit den Worten aufspringen:

„Da ist Tante Mary!"

„Es thut mir leid, aber es ist nur der Vater einer zahlreichen Familie!" antwortet mit gemachtem Erstaunen eine Stimme hinter der Portiere und Doktor Lawton tritt ein.

Nachdem Madame den Doktor herzlich willkommen geheißen, fragt sie nach dessen Tochter.

Der Doktor blickt sie bestürzt an. „Ist sie denn noch nicht hier?" fragt er verwundert, „sie saß bereits im Wagen, als ich mich auf den Weg machte, und sie ersuchte mich noch, mich zu beeilen, damit wir zusammen hier erscheinen könnten und die Gesellschaft nicht merke, daß ich zu Fuß gegangen, um einen halben Dollar Fuhrgeld zu sparen."

„Sie ist vielleicht ebenfalls aufgehalten!" sagte Mrs. Roberts in beruhigendem Tone.

„Ja, ja, es will was sagen, eine nachlässige Tante oder Tochter zu haben, nicht wahr, Doktor?" sagte Mr. Roberts, plötzlich zum Vorschein kommend.

„Sieh da, Edward, wie geht's, wie geht's? Ich hätte Dich fast übersehen. Man achtet jetzt beinahe kaum auf den Gemahl der Dame, welche das Diner giebt. In meiner Jugend schritt er gewöhnlich vor. Aber jetzt, wo alles à la Russe servirt wird, ist er eigentlich überflüssig. Du hättest nur fortbleiben sollen."

„Ja, wäre ich nur anderswo geladen gewesen! Ich konnte doch keine andere Verhinderung vorgeben."

„Aha, ich merke schon, Lust dazu hattest Du wohl!"

Die Drei setzen sich jetzt auf Einladung der Gastgeberin um den Kamin und man schwatzt über die noch zu erwartenden Gäste, dabei stellt sich denn heraus, daß das Ehepaar Roberts, außer Tante Mary und dem Doktor nebst Tochter, auch noch Mr. Bemis und Sohn, Willis Campbell, ihren Schwager und zwei junge Ehepaare eingeladen hat. „Die Millers und die Curwens", „Mrs. Miller und Mr. Curwen", so erzählt der Gastgeber — „haben es gemein, daß sie eifersüchtig auf ihre respektiven Ehehälften sind", was dem Doktor die boshafte Bemerkung entlockt:

„Wenn Mr. Miller dann nur nicht Mrs. Curwen den Hof macht: das gäbe eine Szene."

Jetzt wurde wieder geschellt und einen Augenblick später noch einmal. Mrs. Roberts fliegt beide Male hinaus mit dem Rufe: „Da ist Tante Mary," kommt aber zuerst mit Mrs. Miller wieder herein, deren Gemahl noch eben ihren vergessenen Fächer holt und später mit Mr. Bemis, dessen Sohn lieber zu Fuß ging. Der Doktor wiederholt sofort seinen Scherz von dem „Ehegemahl, der überflüssig ist," den natürlich von den Neuhinzugekommenen Niemand versteht.

Die Fünf nehmen wieder Platz, und jetzt kommt das Gespräch wie von selbst auf die reizende Wohnung, welche die Wirthin bewohnt.

„Ja", sagte Mrs. Roberts. „Alles so bequem, man braucht keine Treppen zu steigen."

„Wenn man erst einmal oben ist," stöhnt Mr. Bemis, der noch nach Athem ringt, „fünf Etagen hoch, das ist doch keine Kleinigkeit."

„Sie sind doch nicht die Treppen herauf gelaufen? Gütiger Himmel, wofür ist denn der Fahrstuhl da!" ruft Mrs. Roberts in höchstem Erstaunen.

Mr. Bemis hört hoch auf, daß man in Boston solch eine Maschine auch in Privathäusern hat. Das Gespräch wendet sich jetzt den Fahrstühlen mit und ohne Luftkissen zu.

„Wenn die Wände des Zuges stark genug sind, dann kann man mit solch einem Luftkissen den Stuhl plötzlich herunterlassen, ohne daß ein Ei zerbricht oder ein Tropfen Wasser aus dem mitgenommenen Glas Wasser verschüttet wird", versicherte der Doktor.

Tingelingeling geht es unten, und jetzt will Mr. Roberts die Tante auf dem Flur empfangen. Man hört draußen eine Männerstimme sagen: „Ja, ich wollte nicht warten." Mrs. Roberts und ihre Gäste denken noch an einen Scherz, aber nein! Es ist Mr. Curwen und nicht die sehnlichst erwartete Tante.

Während man sich gegenseitig begrüßt, flüstert der unverbesserliche Doktor Mrs. Roberts zu, daß der Neuangekommene seine Frau noch gar nicht vermisse.

„Aber Mr. Curwen, Ihre Frau ist doch hoffentlich nicht unpäßlich?"

„Meine Frau? Nein . . . nein. Ist sie denn noch nicht hier? Dann muß sie jeden Augenblick kommen. Sie nahm in der Zerstreuung zwei rechte Handschuhe mit, und ich ging eben zurück, um den linken zu holen. Aber ich hätte ihr denselben wohl in die Damengarderobe bringen müssen. Was wird sie jetzt sagen?"

„Ja, was würde sie sagen, wenn sie dort wäre?"

„Mr. Curwen," warf der Gastherr jetzt ein, „dachte so sicher, seinen Engel hier zu finden, daß er es nicht erwarten konnte, bis der Fahrstuhl herunterkam, sondern sofort heraufkam. Horch, dort ist Tante Mary endlich. Soll ich Sie empfangen, Liebste?"

„Nein," entgegnete Mrs. Roberts mit Würde, „jetzt soll sie sich hier entschuldigen." Die Portiere hob sich inzwischen und Mr. Willis Campbell tritt herein. Nun vermögen die Gäste nicht länger mehr an sich zu halten und der junge Mann wird von allen Seiten mit Fragen bestürmt: „Wo ist Tante Mary . . . und mein Mann . . . und meine Frau . . . und meine Tochter . . . und mein Sohn?"

Mr. Campbell läßt sich aber so leicht nicht einschüchtern; in aller Gemüthsruhe blickt er im Salon umher und fragt dann, ob man sich einen Scherz mit ihm erlaube.

„Nein," antwortet Mrs. Roberts mit angenommener Ehrbarkeit, während sie ihre Enttäuschung unter einem Lächeln zu verbergen sucht, „frag' lieber, welches Trauerspiel hier vor sich geht."

„Wir vergehen hier sämmtlich in sehnlicher Erwartung und inzwischen wird das Essen kalt und die Köchin bekommt vor Angst Kongestionen."

„Ja, und Sie, mein Herr müssen uns sagen, wo sie alle geblieben sind," fügt Doktor Lawton mit komischem Ernste hinzu.

„Oh, ich begreife Alles; zur Weihnachtszeit ist jeder Scherz erlaubt; aber ich kann Dir sagen, Agnes, daß ich noch Stunden warten kann — ich habe gar keinen Hunger."

„Aber Willis" — und die Hausfrau hat Mühe, nicht in Thränen auszubrechen — „denkst Du denn, daß ich Dich foppe — sie sind wirklich nicht hier!"

„Nun, Du spielst Deine Rolle vortrefflich, muß ich sagen. Aber laß sie jetzt nur aus dem Nebenzimmer hereintreten. Mich könnt Ihr nicht zum Narren halten, das wißt Ihr wohl."

„Sei doch verständig, Willis, sie sind noch nicht gekommen!"

„Aber wo sind sie denn?" ruft dieser höchst erstaunt, da er jetzt doch zu glauben beginnt, daß es Ernst ist.

„Das wissen wir aber auch nicht . . . Ach der guten Tante ist sicher ein Unglück zugestoßen. Wer saß denn mit Dir im Fahrstuhl?"

„Das weiß ich nicht! Ich war wieder wie gewöhnlich so glücklich daß das Ding irgendwo oben war, ich drückte auf den elektrischen Knopf, bis mir der Daumen wund wurde, ich wartete und wartete und marschirte endlich per pedes apostolorum nach oben."

„Nun denn," sagte Mrs. Roberts, die nicht wußte, ob sie lachen oder weinen sollte, „laßt uns nur zu Tisch gehen, vielleicht kommen sie dann nach, während aufgetragen wird."

Hiergegen protestirte ihr Bruder und bot sich an, die Tante aufzuspüren, was ihm einen dankbaren Blick seiner Schwester einbrachte, aber auch von allen Gästen Botschaften, von denen er kein Wort verstand. Verzweifelt blickte er seine Schwester an.

„Ach Willy, bekümmere Dich nur nicht darum," sagte diese in Antwort auf seinen fragenden Blick. „Wenn Tante nur erst hier ist, dann wird sich Alles aufklären."

„Aber so geh' jetzt doch nur!"

„Schön, Agnes, ich bringe Dir die Tante todt oder lebendig hierher." Mit diesen Worten eilte er, drei Stufen zugleich springend, die Treppe hinunter.

Mr. Curwen macht jetzt plötzlich die Entdeckung, daß er einen dritten rechten Handschuh mitgebracht. Mit dem Ausruf: „Ich bin noch vor ihm zurück!" eilt er deshalb Mr. Campbell nach.

Das ist zuviel für Mrs. Roberts. Sie steckt ihren Arm plötzlich unter denjenigen der Mrs. Miller und zieht sie unter dem Vorwande, ihr Baby zu zeigen, aus dem Salon, in der That aber nur, um ihren Thränen freien Lauf lassen zu können. Die drei Herren bleiben nun allein im Salon zurück.

„Laßt sie nur gehen," sagt Mr. Roberts, den beiden anderen einen Wink gebend, sie nicht aufzuhalten. „Agnes muß sich erst ausweinen: ich sah es schon kommen, als Willis eintrat."

„Bemis?" fragte Doktor Lawton, der Alles gern ins Spaßhafte zog. „Würde es Ihnen was ausmachen, wenn ein beraubter Vater sich an Ihrem Herzen ausweinte?"

„Das unterlassen Sie nur lieber!" war die trockene Antwort.

„Scht!" sagt Doktor Lawton plötzlich, „was war das?"

„Was?" rufen beide Herren.

„Ich dachte, daß ich um Hilfe rufen hörte."

„Warum nicht gar," sagte der Hausherr achselzuckend, „das passirt hier so oft, daß man Etwas hört; die neuen Häuser sind ja leider von Pappendeckeln, und wenn Du auf jedes Geräusch achten wolltest, Du hättest den ganzen Tag über zu thun."

„Nein, Roberts, im Ernst, ich höre Etwas! Da . . . da ist es schon wieder, man ruft um Hilfe!"

„Du bist wohl ein wenig nervös, Doktor, es ist nichts. Aber ich werde eben hinausgehen und horchen."

Er geht zur Thür hinaus, kommt aber im selben Augenblicke todtenbleich zurück, winkt Lawton und Bemis, ihm zu folgen und flüstert: „Kommt Beide her, aber still, damit die Damen nicht erschrecken. Es ist ein Unglück passirt und man ruft um Hilfe."

Stambulow.

II.

Während dies Alles oben im Salon sich abspielt, haben die Tante der Mrs. Roberts (Mrs. Crashaw), Mrs. Curwen und Miß Lawton im Fahrstuhl Platz genommen; Mr. Miller und der junge Herr Alfred Bemis stehen, mit dem Hute in der Hand, gegen die Wand gelehnt. Sie sind in Gala und tragen ihren Paletot über den Arm. Die beiden Damen haben ihre sorties de bal noch umgehängt, aber unter denselben kommt hier und da ein Theil ihrer reichen und geschmackvollen Toilette zum Vorschein. Sie sind in eifrigem Gespräch begriffen. Bald mischen sich auch die beiden Herren in dasselbe und die Zeit geht auf diese Weise so angenehm vorüber, daß der Fahrstuhl bereits mehrere Minuten stillsteht, ehe sie etwas davon merken. Um welchen Gegenstand das Gespräch sich handelt, ist leicht zu errathen, man erzählt einander die kleinen Widerwärtigkeiten, durch welche die Familienglieder getrennt wurden. Alle sind darüber einig, daß diese Mißgeschicke bereits wieder ihr Gutes gehabt hätten, sie würden anders nicht so gesellig mit einander im Fahrstuhl sitzen. Allein Mrs. Curwen vermag dieses Zusammensein nicht ungestört zu genießen, sie sitzt in Angst, daß ihr Gatte anstatt eines Handschuhs mit acht Knöpfen einen solchen mit zehn mitbringen würde.

„Er ist ganz gut dazu im Stande," seufzt sie halblaut.

Mrs. Crushaw, die einen Augenbick Stillschweigen bewahrt hat, fragt jetzt, warum die Herren in einem Fahrstuhl die Hüte abnehmen, während sie dieselben in einem Wagen auf dem Kopfe behielten.

„Nun," antworteten Beide, „wir betrachten dies als ein Zimmer."

„Ja, Sie haben Recht! Es sieht hier ganz niedlich aus; unangenehm ist nur, daß so eine Maschine so langsam vorwärts geht."

„Das schadet meiner Meinung nach nicht," sagte Mr. Miller, „besser langsam aber sicher."

Das Gesagte giebt Anleitung zu einem Kreuzfeuer von Erzählungen, die alle von Unglücksfällen handeln, welche im Fahrstuhl passirt sind. Das eine Unglück ist immer schrecklicher als das andere, so daß Mrs. Crushaw schließlich nervös wird. Sie meint, der Fahrstuhl habe still gehalten und geht nach der Thür, wohin ihr Alle folgen.

„Nein, Madame!" ruft der aufwartende Junge, „noch sind wir nicht oben" und dabei zieht er mit aller Kraft an der Schnur.

„Wir sind noch nicht oben? Warum hält er denn still?" fragte Mrs. Crushaw bebend, halb vor Zorn, viel mehr aber noch aus Furcht.

„Ich weiß es nicht," antwortet der Junge, der noch immer zieht, „ich glaube, daß wir festsitzen."

„Festsitzen," rufen alle voll Entsetzen zugleich, und Mrs. Crushaw fällt halb ohnmächtig in einen Stuhl.

„Es ist nicht möglich," sagt Mr. Miller, „beunruhigen Sie sich nur nicht, meine Damen, es ist gewiß nur ein Versehen."

„Nein, mein Herr! Wir sitzen fest, ich befürchtete es schon, denn das Ding ging den ganzen Tag schon so schwerfällig! Ich

werde noch einmal ziehen." Und als er sich mit voller Kraft an's Seil hängt, fällt ihm Mr. Miller in den Arm und will ihn hindern.

„Was beginnst Du denn, Junge, es kann ja reißen."

„Ha, ha!" lacht der Taugenichts, „ein Seil von Eisendraht."

„Wo sind wir ungefähr?"

„Zwischen dem vierten und fünften Stockwerk."

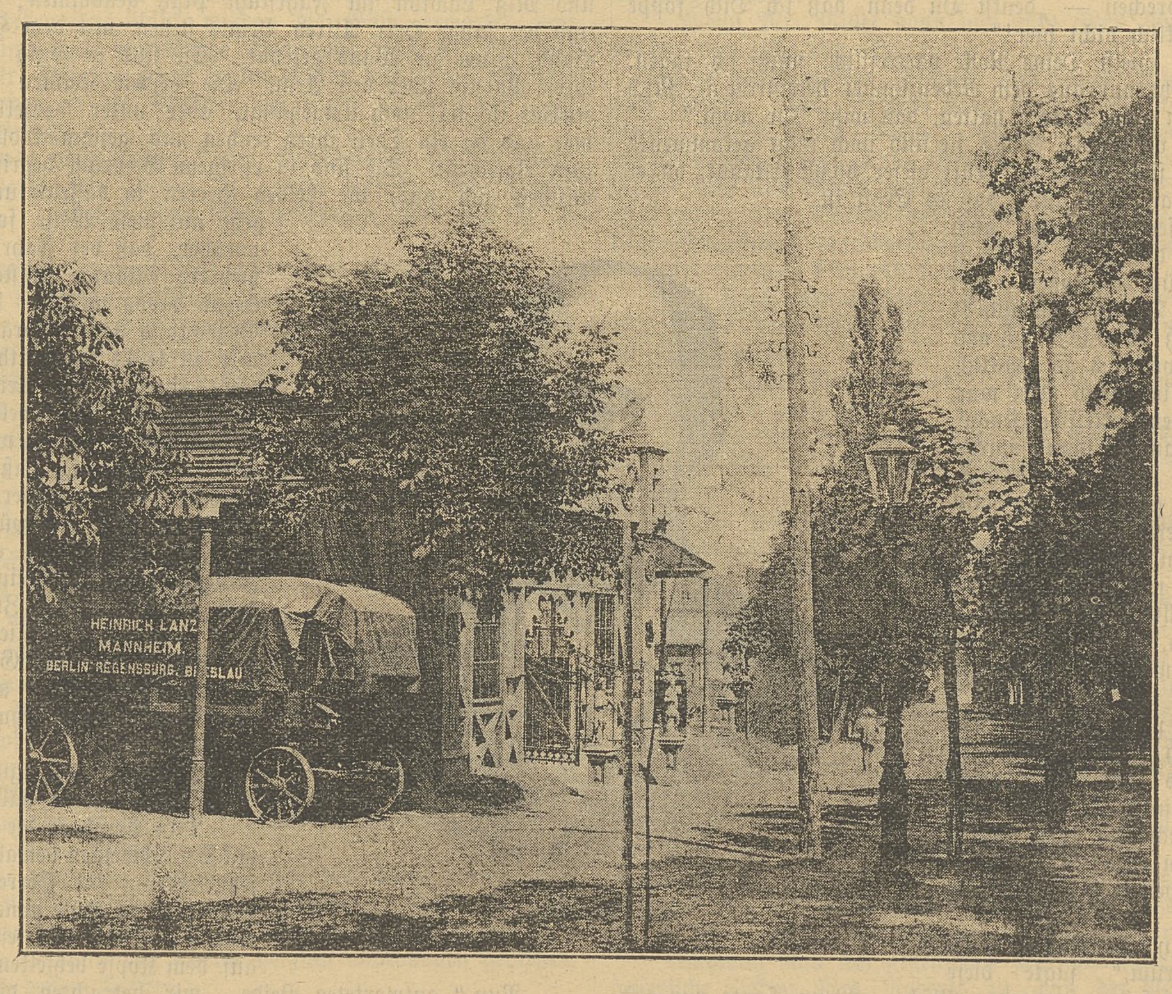
„Fragen Sie ihn," sagt nun Mrs. Crushaw, als ob der Junge kein Englisch verstände, „fragen Sie ihn einmal, Mr. Miller, ob so Etwas öfter geschieht und ob dieser Fahrstuhl als sicher patentirt ist."

Das ist zu viel für den Knaben, der doch bereits arg in der Patsche sitzt.

„Nein, nein, Madame!" ruft er heftig weinend, „ich weiß nichts — ich kann nichts — und Sie wollen mir wohl gar noch die Schuld aufbürden. — Ach, was wird meine Mutter beginnen."

Mrs. Curwen ist inzwischen immer blasser geworden, die Zähne klappern ihr im Munde. Sie sucht sich zu halten, sinkt aber plötzlich, ohne daß Jemand sie auffangen kann, zu Boden.

Von der Posener Provinzial-Gewerbe-Ausstellung.



Der Eingang zur Maschinenhalle.

Der Junge zuckt auf beide Fragen die Achsel. Den Portier kann er nicht rufen, denn der Fahrstuhl ist nicht telephonisch mit dessen Kabinet verbunden. Gefahr sei aber nicht vorhanden, versichert er, denn fallen kann die Maschine nicht. „Wir sitzen eben nur fest."

Der Gedanke, daß sie hilflos hier sitzen, bringt Alle, aber zumal die Damen zur Verzweiflung. Miß Lawton bricht in Schluchzen aus unter dem Ausruf: „Armer, armer Papa!" Tante Mary schlägt den Arm um sie und der junge Bemis erfaßt ihre Hand. Beide suchen, jeder auf seine Art, sie zu trösten. Mrs. Curwen schreit nicht, versucht aber, Mr. Miller zum Handeln anzuspornen. Sie hat anscheinend ihren Humor noch nicht verloren. Jetzt schlägt sie scherzend vor, man solle darum loosen, wer zuerst als Nahrung den anderen dienen soll, dann wieder verlangt sie, der Junge solle durch die Decke nach oben klettern, obschon sie sieht, daß in derselben keine Oeffnung ist.

Endlich spricht Tante Mary noch einmal dem Jungen zu Herzen und fragt ihn, ob er denn gar kein Rettungsmittel wisse.

„Das dachte ich mir schon", sagte Mrs. Crushaw, „sie wollte sich gut halten und muß dies jetzt büßen. Können wir nicht ein wenig Luft machen?"

„Es giebt hier kein Fenster", seufzte Mr. Miller, während er mit dem mitgebrachten Fächer Mrs. Curwen zu erfrischen versucht. Als er sie aufrichtet, ruht ihr Kopf machtlos an seiner Schulter.

„Was würde meine Frau hierzu wohl sagen?" bemerkt er halblaut.

„Daß Sie Ihre Pflicht thun", sagte Mrs. Crushaw in entschiedenem Ton.

„Seid nur still, sie kommt schon wieder zu sich."

Einen Augenblick später schlägt die Ohnmächtige wirklich ihre Augen auf, sieht sich verwirrt um und fragt, wo sie sich befindet.

„Noch immer im Fahrstuhl," beeilt sich Mr. Miller, der sich bescheiden zurückgezogen hat, zu antworten. „Wir müssen jetzt aber Etwas unternehmen. Laßt uns doch einmal rufen."

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.